



dot
books

Peter Watt

Wenn der Sturm naht

AUSTRALIENROMAN



3

Einen Tagesritt östlich vom Ort des Überfalls der Kalkadoon auf die berittene Polizeipatrouille brachte Ben Rosenblum ächzend die letzten Stangen an dem Holzzaun an, den er um seine Viehkoppeln errichtet hatte.

Mit fast dreißig Jahren hatte er sich endlich seinen Traum von einer eigenen Rinderfarm erfüllt. Der Besitz war nicht besonders großartig: eine Rindenhütte mit einem einzigen Raum, ein paar Koppeln und ein Wellblechschuppen, in dem Sättel, Werkzeug und ein paar Strohbälle untergebracht waren. Aber eines Tages würde er daraus ein Imperium für seine junge Familie schaffen – das wusste er mit dem Optimismus seiner jüdischen Vorfahren, die das Schicksal selten auf ihrer Seite gehabt hatten.

Früher hatte Ben für Kate O'Keefe, eine großartige Geschäftsfrau, gearbeitet und miterlebt, wie sie zu beträchtlichem Reichtum gekommen war. Als junger Fuhrmann hatte er sie auf dem gefährlichen Weg zu den Goldfeldern am Palmer begleitet. Gemeinsam waren sie mit feindlichen Ureinwohnern, Überschwemmungen, Hunger und Durst fertig geworden. Ihr unermüdlicher Siegeswille färbte auf den jungen Mann ab; der den ersten Teil seines Lebens in den berüchtigten Hafenvierteln Sydneys verbracht hatte. Von Kates leuchtendem Vorbild inspiriert, begann Ben, Geld beiseite zu legen. Das Ergebnis seiner Sparsamkeit war dieser Besitz, dem er aus sentimental Gründen den Namen Jerusalem gegeben hatte.

Das war eine verspätete Anerkennung seiner jüdischen Herkunft, obwohl er an sich kein praktizierender orthodoxer Jude mehr war. Auch die Speisevorschriften seiner Religion beachtete er nicht, weil sie ihm angesichts der Härten des Lebens im Grenzland unbedeutend und unpraktisch erschienen.

Seine Hochzeit mit Jennifer Harris – von einem anglikanischen Priester vollzogen – hatte ihn noch weiter von seinem Glauben entfernt. Bens Tante Judith und sein Onkel Solomon Cohen, die beide sehr konservativ waren, hatten sich geweigert, seine Frau zu akzeptieren. Nicht nur, dass Jennifer keine Jüdin war – sie hatte außerdem ein uneheliches Kind. Die schlimmsten Befürchtungen der beiden bestätigten sich, als sie sich auch noch weigerte, ihre Kinder im Sinne von Bens Religion aufzuziehen.

Ben hatte Jenny am Palmer kennen gelernt. Damals war sie ein schmutziges, unterernährtes junges Mädchen gewesen. Das schweigsame Kind, das sie im Schlepptau hatte, war das Produkt einer entsetzlichen Untat. Jenny war Bens erste und einzige Liebe.

Sie erwiderte Bens Gefühle, aber ihre Zuneigung war eher spirituell als körperlich. Doch obwohl es ihr an körperlicher Leidenschaft mangelte, wusste er, dass sie für ihn tiefe Liebe empfand, und verlor nie die Geduld. Einmal hatte Kate angedeutet, dass Jennifer als Kind in Sydney auf furchtbare Weise missbraucht worden war, aber sie selbst sprach nie darüber – und Ben fragte nicht.

Als Ben jetzt in der Ferne das Donnern von Pferdehufen hörte, ließ er den schweren Hammer sinken, mit dem er die Stangen zusammennagelte. Das konnte nur sein

Adoptivsohn sein, Willie, der sich da in vollem Galopp näherte. Fluchend schwor er sich, ihm die Leviten zu lesen, weil er das Tier so hetzte.

»Beni.« Der junge Mann schien sehr aufgewühlt, was bei ihm nicht oft vorkam. Mit seinen sechzehn Jahren hatte Willie so viel Schreckliches erlebt, dass er nur selten die Fassung verlor.

Ben reckte den schmerzenden Rücken und blickte dem Jungen entgegen, der sein Tier auf der anderen Seite der Koppeln gezügelt hatte. Gewandt sprang Willie vom Pferd, um seinem hoch gewachsenen, bärtigen Adoptivvater Bericht zu erstatten. »An der Westgrenze lagert eine große Gruppe von Schwarzen, die ziemlich kriegerisch aussehen«, berichtete er außer Atem. Es klang, als wäre er die sechs Kilometer von dem trockenen Wasserlauf, der die westliche Grenze von Bens Besitz markierte, hergerannt. »Fünfzig, vielleicht hundert«, stieß er mit einer Mischung aus Aufregung und Furcht hervor.

»Hast du Gins und Piccaninnies bei ihnen gesehen?«, fragte Ben gelassen. Die beiläufig gestellte Frage wirkte beruhigend auf den jungen Mann, der sich angesichts der Souveränität des Älteren ein wenig kindisch vorkam.

»Ja, sie haben Frauen und Kinder dabei.«

»Dann stellen sie für uns vermutlich keine unmittelbare Gefahr dar«, schloss Ben. »Aber wir gehen besser kein Risiko ein.«

Willie nickte. Er vertraute Bens Entscheidungen vollkommen, der im Lauf der Zeit für ihn fast wie ein richtiger Vater geworden war. Wer sein leiblicher Vater war, wusste er immer noch nicht. Seine Mutter weigerte sich, darüber zu sprechen, und von Ben erfuhr er auch nichts.

»Zeit für eine Tasse Tee.« Mit diesen Worten schwang sich Ben den Hammer über die Schulter und ging in Richtung der kleinen Rindenhütte, die ihr Heim war. Willie folgte ihm und band sein Pferd an dem Geländer vor der Hütte an.

Drinne im Haus knetete Jenny Teig für einen Brotlaib. Der Schweiß lief ihr in Rinnsalen über das Gesicht, und der Knoten, zu dem sie ihr Haar aufgesteckt hatte, löste sich allmählich auf. Die Zeit und das harte Leben an der Grenze hatten ihre prächtigen goldenen Zöpfe mit grauen Strähnen durchzogen. Längst hatte sie jeden Versuch aufgegeben, das große, erdbeerförmige Muttermal auf ihrer linken Wange zu verstecken, und eigentlich hatte sie vergessen, dass es überhaupt existierte.

Ben sagte ihr immer wieder, dass sie die schönste Frau der Welt sei, obwohl ihr bewusst war, dass ihre schmale Taille an Umfang zugenommen hatte, seit sie sich vor vielen Jahren kennen gelernt hatten.

Rebecca, ihr jüngstes Kind, saß an der grob behauenen Tischplatte und knetete wie ihre Mutter einen Laib, der allerdings etwas kleiner war. Obwohl sie erst vier war, konnte sie bereits kochen: Sie sah zu den beiden Männern auf, die den Eingang verdunkelten, wandte sich dann jedoch wieder dem Brotbacken zu.

»Wo sind Saul und Jonathan?« Ben bemühte sich, so ruhig wie möglich zu klingen.

Jenny hielt in ihrer Arbeit inne und strich sich die Haarsträhnen aus dem Gesicht, wobei ein wenig Mehl an ihrer Nase hängen blieb. Die Sorge verdüsterte ihre Augen, als sie ihren

Ehemann anstarrte. »Warum? Was ist passiert?«

»Nichts. Ich wollte nur wissen, wo die Jungen sind.«

»Sie sind mit den Hunden in den Busch gegangen, um nach wildem Bienenhonig zu suchen.«

»Ich hab an dem ausgetrockneten Bachbett eine Gruppe Schwarzer gesehen. Sind sie in die Richtung gegangen?«, mischte sich Willie ein.

Jenny blieb der Mund offen stehen. »Weiß ich nicht. Sie sind einfach losgezogen. Vor der Dämmerung wollten sie zurück sein, haben sie gesagt.«

»Denen passiert schon nichts.« Willie versuchte, seiner Mutter die verständliche Angst zu nehmen. »Keine Sorge.«

Auch Ben war beunruhigt, aber er vertraute auf die Cleverness seiner Söhne. Jonathan und Saul waren im Busch geboren, und obwohl sie erst neun beziehungsweise zehn Jahre alt waren, wussten sie, wie man da draußen überlebte. Auf der Farm arbeiteten sie wie Männer, und Ben respektierte sie, weil sie im Nehmen hart wie Erwachsene waren. Sie konnten mit dem Vieh umgehen und waren beide ausgezeichnete Schützen mit dem schweren Snider-Gewehr. Fast immer kamen sie mit einem Känguru zur Hütte zurück, das mit den fünf Hunden geteilt wurde.

Rebecca, die die Spannung in der kleinen Hütte spürte, verfolgte das Gespräch der Erwachsenen mit weit aufgerissenen Augen. Willie sah ihr an, wie verängstigt sie war. Er liebte das kleine Mädchen fast so sehr wie seine Mutter. Beruhigend legte er ihr die Hand auf den Kopf, um ihr über die prächtigen goldenen Locken zu streichen. In Aussehen und Art glich sie ihrer Mutter, während seine beiden Halbbrüder mehr nach ihrem Vater kamen. Mit fragendem Blick sah die Kleine zu Willie auf, der ihr mit einem zuversichtlichen Lächeln antwortete.

»Ich reite los und suche nach den Jungen«, sagte Ben, der sich keinerlei Angst anmerken ließ. »Willie, du bleibst hier und baust weiter an den Zäunen.«

Jenny nickte. Sie fühlte sich daran erinnert, wie Ben vor vielen Jahren unbewaffnet losgezogen war, um den Eurasier John Wong vor dem Hinterhalt zu warnen, den ihm die Aborigines auf dem Weg zum Palmer gelegt hatten.

»Ben?«, sagte sie leise und mit einem kaum merklichen Anflug von Furcht.

»Ich weiß«, erwiderte er traurig lächelnd. Die beiden wechselten besorgte Blicke, die jedes Wort überflüssig machten.

Ben nahm ein Gewehr aus der langen Kiste neben ihrem Bett und ließ eine Schachtel Patronen in seine Tasche gleiten. Dann schnallte er sich den schweren Colt um, den Kate ihm bei ihrem ersten Treck nach Westen geschenkt hatte. Jenny holte die Bleikugeln und das Schießpulver aus der Anrichte. Sie liebte dieses Möbelstück wegen der zarten Blumen und Blätter, die an den Kanten eingeschnitzt waren. Es war einer der wenigen Gegenstände in der Hütte, die sie in einem Geschäft gekauft hatten. Aber Ben hatte ihr versprochen, dass sie eines Tages die schönsten Möbel in der gesamten Kolonie haben würde.

Nicht dass ihr materielle Güter so wichtig gewesen wären wie ihr großer, sanfter Ehemann, dem sie über die Grenze gefolgt war. Damals war er neben den riesigen, quietschenden Wagen hergegangen, die von phlegmatischen Ochsen gezogen wurden. Im Schatten dieser Fuhrwerke hatte sie ihre Söhne zur Welt gebracht. Nur Rebecca war in

ihrem jetzigen Heim geboren worden.

Nachdem Ben die Vorbereitungen für seine Suche abgeschlossen hatte, drückte er seine Tochter liebevoll an sich und strich seiner Frau sanft über die Wange. Sie presste ihr Gesicht in seine breite, von der Arbeit schwielig gewordene Hand. Beim Abschied flossen keine Tränen, weil Jenny sich und den anderen nicht eingestehen wollte, dass sie sich um Mann und Söhne sorgte, doch sie schloss kurz die Augen, um den Duft nach frisch geschlagenem Holz und Tabak einzusaugen, der sich in den Poren von Bens Haut festgesetzt hatte.

Ben schwang sich in den Sattel und trieb sein Pferd mit einem sanften Tritt an. Während er an den Koppeln vorbeiritt und auf die in der Hitze flimmernden, bewegungslosen Sträucher blickte, hatte er für einen flüchtigen Augenblick den Eindruck, der Busch würde nach der Hütte greifen.

Als er außer Sicht war, nahm Jenny Rebeccas Hand und führte sie in die Hütte. Dort durfte sie die Tochter ihre Tränen sehen lassen. Zu weinen war das Vorrecht der Frauen. Männer ertrugen ihren Schmerz still.

Das Gelächter der Frauen und Kinder verwandelte sich in Schreie des Entsetzens, als sie aus dem trockenen Bachbett in den Schutz der Büsche flüchteten.

Terituba riss einen Speer aus dem Bündel zu seinen Füßen und stellte sich dem großen, bärtigen Weißen entgegen, der sich ihnen plötzlich näherte. Wie hatte ein Weißer sie so überraschen können? Fluchend schickte er sich an, die mit Widerhaken versehene Waffe auf den Mann zu schleudern, der ihm im Bachbett furchtlos entgegenkam. Doch der Kalkadoon-Krieger zögerte. Wenn es dem weißen Teufel gelungen war, ins Lager seines Clans einzudringen, hätte er auch längst mit den schrecklichen Waffen der Weißen auf sie feuern können, die blutige Löcher in den Körpern ihrer Opfer hinterließen.

Terituba war nicht allein. Junge und alte Krieger hatten ihre Waffen zu einer Wand aus Speeren erhoben und blickten dem sich nähernden Weißen verunsichert entgegen, der in jeder Hand einen Sack hielt. An der Hüfte trug der Fremde die Feuerwaffe, die man viele Male abfeuern konnte, ohne dass man wie bei den langen Gewehren nachladen musste. Aber sie lag nicht in seiner Hand.

»Bringen wir ihn um«, rief ein junger Krieger Terituba nervös zu, »bevor er uns tötet!«

»Nein«, herrschte Terituba die Männer an. »Erst wenn ich es sage« Widerwillig gehorchten die Krieger. Es wäre so einfach gewesen, die nach Blut dürstenden Speere auf den einsamen Fremden herabregnen zu lassen.

Jeder einzelne Nerv in Bens Körper schien zu kribbeln, als er sich auf den Einschlag des mit Widerhaken versehenen Speers vorbereitete. Er spielte nicht nur um sein eigenes Leben – es ging um seine beiden Söhne. Aus ihren Spuren hatte er ersehen, dass sie wohl über das Bachbett zurückkommen würden. Dabei mussten sie auf die schwer bewaffnete Kalkadoon-Gruppe stoßen. Also handelte er zuerst. Statt ihnen feindselig gegenüberzutreten, übermittelte er ihnen eine Geste der Freundschaft.

Er ging weiter auf den Größten unter den nackten Kriegern zu, da er zu Recht vermutete, dass dieser einen beträchtlichen Einfluss auf seine Leute ausübte, die sich entlang des ausgetrockneten Bachbetts versammelt hatten. Breite Schultern und ein massiger Brustkorb, unter deren Haut sich die Muskeln wie Schlangen bewegten, machten ihn zu einer eindrucksvollen Gestalt.

Während er näher kam, sah Ben, dass ihn der Krieger aus dunklen, unergründlichen Augen fixierte. Etwa zehn Schritte entfernt hielt er an und legte die beiden Säcke auf die Erde. Dann trat er zurück und deutete freundlich lächelnd auf Mehl und Zucker. Kalte Furcht packte ihn, und sein Magen schien sich in eine Masse sich windender Würmer zu verwandeln, während er angespannt wartete.

Die dunklen, kühlen Augen suchten ihn nach Anzeichen von Angst – oder Wahnsinn – ab. Doch Terituba entdeckte weder das eine noch das andere, und so nahm er an, dass es sich tatsächlich um eine Geste des guten Willens handelte.

»Tut dem weißen Mann nichts. Er will uns nichts Böses«, rief er seinem Stamm mit lauter Stimme zu. Ben konnte den Umschwung in der Atmosphäre, in der Sekunden zuvor noch tödliche Bedrohung gelegen hatte, deutlich fühlen.

Vorsichtig wagten sich Frauen, Kinder und Alte aus den nahen Büschen hervor, in die sie sich geflüchtet hatten. Terituba senkte den Speer und ging auf Ben zu, um die beiden Säcke zu seinen Füßen zu untersuchen. Er kannte Mehl und Zucker, weil sie diese köstlichen Nahrungsmittel erbeutet hatten, als sie vor einer Woche südlich von ihrer jetzigen Lagerstätte einen Fuhrmann in einen Hinterhalt gelockt hatten.

Terituba stieß mit der Speerspitze gegen die Säcke und grinste. Das war das Zeichen, dass alles in Ordnung war. Zuerst wagten sich die Kinder heran. Sie streckten die Hände aus, um das Wesen zu berühren, das man sie zu fürchten gelehrt hatte und das sie nun anlächelte. Schüchtern lächelten sie zurück.

Die Frauen stürzten sich auf die Säcke und rissen mit den scharfen Spitzen ihrer Grabstöcke daran. Jede wollte das Geschenk für sich. Mit seiner Nullah-Keule brachte Terituba Ordnung in das Chaos. Die Frauen kreischten protestierend, wichen aber zurück und warteten misstrauisch, bis er auf diejenige zeigte, die ihren Anteil zuerst erhalten sollte. Unterdessen hielten sich die Männer abseits. Mit gesenkten Speeren starrten sie misstrauisch auf den weißen Mann. Nur das Wohlwollen Teritubas hielt ihn am Leben.

»Ben«, sagte der jüdische Viehzüchter und deutete auf sich. »Ich Ben.«

»Iben«, wiederholte Terituba. Ben lächelte bei dieser Interpretation seines Namens.

»Terituba«, erwiderte der Krieger, dem klar war, dass der weiße Mann ihm sein Totem genannt hatte. »Wofür ist das?«, fragte er in seiner Sprache.

Doch keiner der beiden verstand des anderen Sprache, und ein unbehagliches Schweigen breitete sich aus.

»Ich suchen Piccaninnies meine«, sagte Ben schließlich, um das Schweigen zu brechen. Terituba verstand »Piccaninnies«. Das Wort hatte er entlang der Handelsstraßen, die die verstreut lebenden Stämme von Queensland miteinander verbanden, aufgeschnappt. Es war ein Wort des weißen Mannes, das die Ureinwohner übernommen hatten.

Ben wiederholte die Frage, wobei er mit der Hand die Augen beschattete und suchend um sich blickte. Dann deutete er auf sich. Terituba entnahm der Geste, dass der Mann seine